



 gezeit 

rosa und andere farben

Zeitung der GEWI — November 2010

Editorial

Wer denkt es färben sich Blätter zu Unibeginn nur auf Bäumen bunt, irrt. Auch das Blatt in deinen Händen kleidet sich diesmal ganz in Rosarot, es schreit nach Aufmerksamkeit. Doch fragst du dich, was das jetzt soll, das zartrosa Papier und der funkelnde Aufdruck – Kitsch etwa?

gezeit sagt laut Ja zum Kitsch und zur Fassade dieser Ausgabe und blickt zugleich dahinter. Sie erzählt von Hasen, Identitäten, Mauern, Mäntel, Nation, Parteien, Pillen, Religionen, Sonnenbrillen, Theorien uvm.. Texte mit rosa Zuckerguss, scharf-kritischem Inhalt und bunten Diskussionen finden sich hier zusammen und formen dieses artifizuell-superfizielle, gar tiefgründige Konstrukt vor dir.

Nun setz' sie schon auf, deine rosarote Brille! Damit das Papier deinen Augen weiß und blank erscheint. Damit die Buchstaben darauf endlich zu Bruchstücken, Ruinen oder Bausteinen deiner Realität werden. Viel Spaß!

Impressum

Herausgeberin: ÖH Uni Wien
Altes AKH, Uni Campus, Hof 1, Spitalgasse 2-4, 1090 Wien

FV GEWI (HiKu und PhiKu), Uni Campus, Hof 2
fv-gewi@univie.ac.at, www.univie.ac.at/fv-gewi

Redaktion: GEWI Plenum und Freund_innen.

Layout: Elisabeth Hanzl, Veniamin Kostitsin-Tétérin.

Lektorat: Veronika Zwing und gezeit-Redaktion

Mitarbeiter_innen:

Grandhotel Abgrund, Jan Bruckschwaiger, Victoria Dejaco, Julia Grillmayr, Elisabeth Hanzl, Sabine Kleon, Veniamin Kostitsin-Tétérin, Liebe_zum_Detail, Sissi Luif, Andreas Maier, Agnes Mayrhofer, Ohne_Farbe.

Bilder: Elisabeth Hanzl, Veniamin, Archiv, Wiki.

Druck: Wograndl Druck

Erscheinungsdatum: November 2010

Inhalt

2	Ein selbstbestimmtes Selbstverständnis.
3	Rosige Aussichten
5	Kommentar über Farben
8	Politisches Kolorit der Parlamentsparteien
11	Tirana in Farbe
15	Spiegelung
17	Critical Whiteness oder der Essenzialismus des Rassismus
19	Wo's rosa draufsteht, ist's rosa drin.
21	Mit Rosa gegen die Nation
23	Weltreligionen in Farbe gesehen.
24	Hinter dem Grau, der Nebel
25	Colour Me Culture
27	Rose Sélavy alias Marcel Duchamp
29	Empfehlungen
30	Tauschanzeige

Ein selbstbestimmtes Selbstverständnis

Die *gezeit* versteht sich als kritisch-emanzipatorische Zeitung, die sich mit (Uni-)Politik und Gesellschaft auseinandersetzt und regelmäßig-unregelmäßig erscheint. Wir wollen nichts so hinnehmen, wie es ist und abseits vom Mainstream radikal und kompromisslos den Status-quo hinterfragen.

Don't hate the media, be the media!

Die *gezeit* ist die **Zeitung** der FV GEWI (Fakultätsvertretung Geistes- und Kulturwissenschaften). Das heißt, dass die *gezeit* unabhängig von jeglicher externer Finanzierung (z.B. bezahlten Anzeigen) ist. Wir können somit auch Menschen für die Arbeit, die sie in die *gezeit* in Form von Artikeln, Layout, Lektorat etc. stecken, bezahlen. Trotzdem versteht sich die *gezeit* in erster Linie als gemeinsames politisches Projekt und nicht als Arbeitgeberin. Die *gezeit* ist dabei nicht völlig unabhängig von der GEWI, es gibt es viele inhaltliche und personelle Überschneidungen.

Unsere **Entscheidungen** entstehen basisdemokratisch auf offenen *gezeit*-Redaktionstreffen. Wir diskutieren bis wir einen tragbaren Konsens gefunden haben, wobei Hierarchien beständig abgebaut werden sollen. Wir fordern, dass alle Inhalte auch mit den Grundsätzen der GEWI vereinbar sind, beziehungsweise sie im Idealfall auch thematisieren. Diese sind: basisdemokratisch, emanzipatorisch, feministisch, antirassistisch, antifaschistisch, antiheteronormativ, undogmatisch, unabhängig.

Ganz konkret ergibt sich daraus ein **Bekenntnis** zu gendergerechter Sprache, da Sprache unsere gesellschaftliche Realität reflektiert und beeinflusst. (Nicht nur) Im Deutschen werden Frauen* leider meistens ausgelassen, es wird damit argumentiert, dass sie beim generischen Maskulinum „eh mitgemeint sind“. Wir wollen der Unterrepräsentation von Frauen* in Sprache und Gesellschaft entgegenwirken, daher erscheinen in der *gezeit* nur gesplittete (z.b: StudentIn, Student_in, Student*in) Artikel.

2

Wir freuen uns immer über Menschen, die sich an der *gezeit* beteiligen und sie mitgestalten wollen! Am besten einfach ein Mail an die **GEWI** schreiben (fv-gewi@univie.ac.at) und beim nächsten Treffen vorbeischauen!

Rosige Aussichten

Rosa. Sinniert mensch bei einer Redaktions-sitzung über ein Leitmotiv das ein breites Themenspektrum mit sich bringen würde, so können nach dem zweiten Glas Rosé, welcher aus unerfindlichen Gründen seinen Weg zum Tisch fand, manche abstrusen Ideen entstehen, die sich durch eine rosa Brille betrachtet als ergiebig erweisen würden.

Rosa. Rosenstolz, Rosenblüm, Rosa von Praunheim, Rosenrevolution, Rosa Luxemburg, Pink Narcissus und andere – ob Rosengold oder doch Pink Ribbon, Pink Rabbit, Pink, Alt- oder Schweinchenrosa, erscheinen plötzlich in den rosigsten Farben und versprechen eine Ausbeute an Zeichen, die bei einem gesammelten Abdruck Bände füllen und den Autor_innen jede Menge rosa Gedanken entlocken könnten – ist das Thema doch allumfassend. Frau, Mann und Mensch erwartete sich eine Flut rosagefärbter Ergüsse, wie sie sonst nur aus dem von vielen rosigen Engel_innen (waren die nicht geschlechtlos?) gehaltenen Füllhorn hätten kommen können. Doch das Versprechen löst sich im rosa Rauschen auf und die rosigen Aussichten auf eine rosa gezeit mit einem verbalen Spagat zwischen Pink Panther, Rosa Dreieck und schweinchenrosaglasierten würfelförmigen Produkten der Massenpatisserie verblassen wie der Rosa Streifen am Horizont einer frühlommerlichen Morgendämmerung. Sub Rosa gesagt: Es gab auch Gegenstimmen jener, die dem Rosa – ob in Magenta, Hot Pink oder Altrosa gehalten – eine ambivalente Belanglosigkeit attestierten und das Thema für zu breit und nicht eingegrenzt genug hielten. „Doch, macht uns doch das Rosa nicht madig, wir sind ja kreativ genug und können auch mit Rosa umgehen“, hielt die Rosa-Proponent_Innenfraktion entgegen.

3

Ist Rosa vielleicht doch zu banal, zu alltäglich, zu abgedroschen, und nur ein billiger, ausgewaschener Abklatsch eines kräftigen und alarmierenden Rot? Hätten wir uns auf die Werbebranche besinnen sollen, die Rosa höchstens für Lippenstifte, altbackene Konditoreien, Mädchenprodukte und gelegentlich für Zierschleifchen von Dessous (aber bitte nur für das jüngere Zielpublikum) aus der hinteren Schublade hervorkramt, und das auch nur widerwillig? Rosa Hemden sind heute ja nicht mehr kontrovers

und dienen jedem Hedgefondsrisikomanager als tragbarer Beweis seiner modischen Aufgeschlossenheit. Sonst aber wird Rosa tabuisiert. Die „Villa“ wurde ja nicht nur aus Jux und Tollerei Rosa und Lila gestrichen. Hand aufs Herz: Wie viele rosa Autos haben Sie selbst schon auf der Straße gesehen? Und wenn wir schon dabei sind, meine Herren: Hat jemand von Ihnen eine rosa Badehose? Sollte eine im Umlauf sein, so bitte ich um eine Vorführung – ich verspreche absolute Diskretion.

Rosa-klingende Namen links liegen lassend – ok, die Rosa von Österreich und die Rosenkranz lege ich jetzt mal auf die andere Seite – hätte mensch sich auch dem Rosa in der Musik widmen können. Piaf, Pink, Aerosmith liefern ja eine breite musikalische Auswahl; filmisch hätte Pink Narcissus auch so manch' anregende Idee geliefert.

Aber auch im Alltag begegnen wir Rosa – blenden wir die Farbe bloß aus? Ohne für sie jetzt eine Lanze brechen zu wollen, behaupte ich: Dem Rosa wird Unrecht getan. Sogar in der Tierwelt suchen wir zuerst nach einer Anlehnung welche – Ja, natürlich! – nicht ganz so positiv besetzt ist. Dabei sollten wir das arme Schwein nicht zur Sau machen, sind die rosa Vierbeiner doch intelligent und für viele eine wohl zu oft konsumierte Kalorienquelle. Eine schnelle – subjektive und empirisch nicht aussagekräftige – Umfrage nach den tierischen Assoziationen mit „Rosa“ unter einem Dutzend Teilnehmer_innen ergab eine nahezu flächendeckende Sauinzidenz, nur ein Mal hatte ich Schwein: Ein Freund erwähnte die Flamingos. Diese schämen sich nicht für ihr rosa Federkleid (wobei Scham da wohl nur eine Vermenschlichung darstellen dürfte, aber was weiß mensch schon), sie protzen regelrecht damit – und das ist jetzt wörtlich gemeint. Ihre Färbung wird nicht nur durch Algenpigmente hervorgerufen, sie schminken sich auch rosa. In der Paarungszeit verreiben sie die rosa gefärbten Drüsenausscheidungen im Gefieder am ganzen Körper, in der Hoffnung, beim Balzen erfolgreicher als die weniger gefärbten Artgenossen zu sein. Rosa Federboas werden allerdings nicht aus Flamingofedern hergestellt, denn mit der Zeit verlieren diese ihre Färbung. Dabei schafft es gerade Rosa, den Spitzenplatz unter den farbechten organischen Pigmenten zu erreichen – fossile Kalkrotalgen enthalten Borolithochrome, die sich auch nach 150 Millionen Jahren in zartem Altrosa präsentieren. Ach Rosa, deine versprochene Diversität ist wohl so trügerisch wie deine Präsenz in meinem Kleiderschrank – auch ich besitze ein rosa Hemd, doch erblickt es nur selten das Tageslicht.

GEWALT

25. NOVEMBER INTERNATIONALE TAG GEGEN GEWALT AN FRAUEN

IST ALLTÄGLICHE UND STRUKTURELLE BEMÄCHTIGUNG VON FRAUEN/LESBEN

IST NORMIERUNG VON FRAUEN/LESBEN UND FRAUKÖRPERN DURCH SOZIALE, MEDIZINISCHE UND WISSENSCHAFTLICHE FESTSCHREIBUNG VON PATRIARCHALER WEIBLICHKEIT

IST DIE DURCHSETZUNG UND AUFRECHTERHALTUNG VON MÄNNLICHER VORHERRSCHAFT

AN FRAUEN/LESBEN FINDET AN ALLEN ORTEN STATT, ZU HAUSE, IN DER SCHULE, AUF DER STRASSE, AN UNIVERSITÄTEN, IN LOKALEN, AN ARBEITSPLATZ ...

IST EIN DAUERHAFTER ANGRIFF AUF DIE SELBSTBESTIMMUNG, DIE PERSÖNLICHE INTEGRITÄT UND DAS SELBSTVERTRAUEN EINER FRAU/LESBE

ÄUSSERT SICH AUF VERSCHIEDENE WEISE, VON TAXIERENDEN BLICKEN ÜBER TÄTLICHE ÜBERGRIFFE BIS HIN ZU STRUKTURELLEN GEWALT

BETRIFFT JEDE FRAU/LESBE, UNABHÄNGIG VON ALTER UND IHRER HERKUNFT

FINDET ZU JEDER TAGESZEIT STATT

BEDEUTET, DASS VERFÖLGERUNG AUFGRUND DES GESCHLECHTS KEIN ANERKANNTER ANSTLGRUND IST

IST ZWANGSVERMITTLUNG IN AUSBEUTERISCHE ARBEITSVERHÄLTNISSE

HEISST, DASS FRAUEN/LESBEN BIS ZU 50% WENIGER VERDIENEN ALS MÄNNER

IST, DASS FRAUEN OHNE EINEN MANN NICHTS WERT SIND

BEDEUTET HETEROSEXISMUS, LESBENFEINDLICHKEIT UND DIE FESTSCHREIBUNG HETEROSEXUELLER PARTNERSCHAFT ALS EINZIGE ANERKANNTE NORM

IST STRUKTURELLER AUSSCHLUSS DER FRAUEN VON BILDUNG

IST ILLEGALISIERUNG VON MIGRANTINNEN

IST DIE DEMONSTRATION VON MACHT: KINDESMISSBRAUCH, VERGEWÄLTIGUNG, SEXUELLE BELÄSTIGUNG, OBSZÖNE WITZE, PORNOGRAPHIE...

IST DIE GRUNDLAGE FÜR INTERNATIONALE ÖKONOMISCHE AUSBEUTUNG VON FRAUEN/LESBEN

HAT SYSTEM



25. November Internationaler Tag gegen Gewalt an Frauen

Von Pink habe ich auch schon lange nichts Neues gehört, ebenso wenig von Rosenstolz. Rosa von Praunheim war zwar unlängst in Wien zu Besuch, erregte aber nur wenig Aufmerksamkeit. Rosa Luxemburg sollten wir auch wiederbeleben und den Massen wieder näher bringen! Leider scheint da Rosamunde Pilcher seit Jahrzehnten mit bald 100 Verfilmungen des ZDF mit rosig klingenden Titeln wie „Rosen im Sturm“, „Die Rose von Kerry more“ oder „Wiedersehen in Rose Abbey“ erfolgreicher zu sein, diese Lektüre kann mir allerdings auch weiterhin gestohlen bleiben.

Nur auf Punschkrapfen ist Verlass, sie scheinen nie aus der Mode zu kommen. [Ähnlich verhält es sich mit den ewiggestrigen Kontinuitäten in der Alpenrepublik: „Außen rosa, innen braun und immer ein bisschen betrunken.“] Vielleicht ziehe ich morgen mein rosa Hemd an und gehe zur Aida auf eine Melange mit einer rosa Tageszeitung als Lektüre. Wobei, die ist auch nicht mehr das, was sie einmal war.

veniamin

Kommentar über Farben Zwischen Symbolik und der Phantasie einer befreiten Gesellschaft

Dass Farben eine manifeste Bedeutung im Alltag jeder und jedes Einzelnen haben, ist keine große Erkenntnis. Als Warnsignale, Hinweisschilder, Logos, politische Bekennung oder sexuelle Orientierung, Farben ergänzen in ihrer offenkundigen Funktion des Symbolischen das begriffliche und vergegenständlichte Wahrnehmen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Sie sind fester Bestandteil einer jeden Deutung, so verschieden sie auch je nach gesellschaftlicher Prägung ausfallen mag. So ist rot beispielsweise nicht einfach nur rot. Die Farbe ist nämlich nicht einfach nur ein Farbreiz, der wahrgenommen wird, wenn Licht mit einer spektralen Verteilung, dessen Maximum im Wellenlängenintervall oberhalb 600nm liegt, ins Auge fällt. Rot ist dahingehend gesellschaftlich überformt, dass die Farbe mal als Inbegriff der Sozialdemokratie oder wiederum als Farbe des „kommunistischen Terrors“ wie uns Martin Papst in seinem gleichnamigen Buch nahelegen möchte, assoziiert wird. Farben dienen wie mit dem Beispiel verdeutlicht als Symbole, die also die symbolische Erkenntnis einer Gesellschaft bereitstellen. Sie sind Platzhalter für die Sprache und sagen manchmal mehr aus als tausend Worte. Farben sind somit fester Bestandteil der allumfassenden Einordnung und Kategorisierung der menschlichen Lebenswelt. Wendet man sich allerdings der Kunst zu,

5

so eröffnet sich ein erweitertes Verständnis von Farben, das der Rolle als Platzhalter für Sprache und als Medium der Kategorisierung entgegensteht. Farben ermöglichen ebenso den Zutritt zur Phantasie, sie sind gar das Medium der Phantasie. Sie vermitteln eine Träumerei, ein phantasievolles Sich-ausmalen in den Gedanken und Assoziationen der Einzelnen. Gerade in der Kunst spielen sie in dieser Dimension eine bedeutende Rolle. Der der Kritischen Theorie nahestehende Philosoph Walter Benjamin sah in Anlehnung an die Klassik und Frühromantik die Farbe als gleichberechtigtes und vorgeordnetes Medium der Phantasie. Sie ermögliche

ein Sich-in-die-Farbe-versenken und in der Kombination mit ihrem Gegenteil dem Umriss, der Kontur oder der Farblosigkeit ein Aus-sich-herausführen. Diese Spannung zwischen Farbe und Umriss, Kontur oder Farblosigkeit lässt sich als Inbegriff der modernen Kunst fassen und findet ihren markantesten Ausdruck im Kubismus eines Pablo Picasso oder Marc Chagall. Nicht mehr das getreue Abbild von Natur, Mensch und Raum stellen den Gegenstand der Kunst, sondern dessen Dekonstruktion und das was sich hinter dem reinen Abbild verbirgt. In seinen Auseinandersetzungen mit dem Freund Gershom Sholem, der den Kubismus insbesondere für seine Treue zur Form und Linie und die Vernachlässigung der Farbe schätzte, hält Benjamin immer wieder die Bedeutung der Farbe als Medium der Phantasie im Kubismus und damit auch die Vorstellung einer befreiten Gesellschaft, einem Reich der Phantasie, das nicht von dieser Welt ist, entgegen. Sholem hingegen erfasst den Kubismus vielmehr – und er bezieht sich insbesondere auf den analytischen Kubismus – als Mathematik, als Zerlegung des Raumes in seine Einzelteile. Farbe ist für ihn a-mathematisch und damit fernab von einer Theorie zur Erfassung der Wahrheit, wie sie die Mathematik für ihn bietet. Kubismus habe die Form überwunden, werde die Farbe überwinden und werde damit die wahre Erkenntnis sein. Für Benjamin erhält die Farbe auch gerade in ihrem Spannungsverhältnis zur Farblosigkeit oder Kontur das Versprechen der Kunst auf eine bessere Welt aufrecht. Dass Farben ihrer Betrachterin oder ihrem Betrachter mehr bieten als Symbolik und Kategorie zur Einschätzung der Wirklichkeit, sei hiermit angedeutet.

Ohne_Farbe

Zwischen feministischer und Marxscher Theorie

Perspektiven einer materialistischen Kritik der Geschlechterverhältnisse.

Lesekreis veranstaltet von WEG/Theoriebüro [www.theoriebuero.org]

Was? Warum?

Im Lesekreis soll es um eine Wiederaneignung theoretischer Essentials eines Strangs kritischer marxofeministischer Theoriebildung gehen. Die Anfänge der Auseinandersetzung liegen in den 1970er Jahren, sie wurde in den 1980ern verstärkt aufgegriffen, später allerdings nur ganz sporadisch vorangetrieben. Nach dem „postmodern turn“ wurden viele der damaligen Debatten abgebrochen und ein bereits erreichter gesellschaftstheoretischer Erkenntnisstand erodierte mehr und mehr. Wir möchten dieses Wissen ausgraben und sehen, was sich davon heute (noch) verwenden lässt. Es geht um die Haltbarkeit von „Großtheorien“, die versuchen feministische und marxistische Ansätze integral zu kombinieren, d.h. Fragen nach der Geschlechterordnung und der Warenproduktion nicht nur „additiv“ im Sinne einer eklektizistischen oder „intersektionalen“ Herangehensweise zusammenzudenken, sondern auf die gesellschaftliche Totalität abzielen und aus ihr heraus Momente wie Wert, Arbeit, Geschlechterdichotomie, patriarchale Herrschaft, moderne Subjektivität, Ideologie oder auch (gesellschaftliches) Unbewusstes zu erklären. Derartige Ansätze, die „aufs Ganze“ gehen, sind bekanntlich rar geworden. Um sie zu verstehen reicht es oft nicht aus, die (wenigen) aktuellen Texte zu lesen, es bedarf einer sukzessiven Aufrollung zentraler Etappen ihrer Entstehungsgeschichte. Diese Genealogie der Kritik am warenproduzierenden Patriarchat steht aber auch für sich, denn sie verbreitert das Wissen über eine immer schon marginalisierte und heute fast vergessene Tradition einer geschlechterkritischer Gesellschaftstheorie.

Wann? Wo?

Jeden Donnerstag um 19 Uhr c.t. während der Uniferien & an Feiertagen erfolgen Treffen nach Vereinbarung im Theoriebüro der „Schenke“ Pfeilgasse 33, 1080 Wien
Infos: theoriebuero@lnxnt.org

Theoriebüro

Zur Förderung kritisch-dialektischer Gesellschaftstheorie und emanzipatorischer Praxis.

Mit dem „Theoriebüro“ soll ein kleines Bürokollektiv entstehen, das Raum für gemeinsames Arbeiten, Diskutieren und Vernetzung bietet. Dabei sprechen wir einerseits Studierende bzw. wissenschaftlich Tätige an, versuchen aber andererseits auch die Impulse der „Praxis“, wie sie sich besonders naheliegend gerade im Pfeilgassenprojekt bieten, aufzugreifen. Einem mehrstufigen Konzept folgend möchten wir langfristig interne, halböffentliche und öffentliche Veranstaltungen abhalten. Dazu gehören (gemeinsame) Theorieproduktion, Lesekreise, „kritische Wissenschafts-coachings“ (z.B. für Diplomarbeitsschreibende) und ein monatlich stattfindender offener Jour-Fixe zu unterschiedlichen Themen. Der kleinste gemeinsame Nenner unseres Selbstverständnisses ist das Interesse an der Weiterführung einer kritisch-dialektischen Theorietradition. Wir sind jedoch für unterschiedliche Entwürfe offen und freuen uns über InteressentInnen, die andere inhaltliche Schwerpunkte setzen.

UNDISZIPLINIERT?!

querdenken gefragt
enabling spaces
kuba
gay life in sofia
feminismus | ataturk
panic room
mythen und mauern
academic gatekeeping
www.paradigmata.at

Paradigmata
ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHEN UND DISKURSE

Paradigmata Nr.1 mit dem Schwerpunkt

Interdisziplinarität liefert mehr als nur Schlagworte.

Eltern-Kind-Café

Vernetzungsgruppe für Studierende mit Kind

Weil Studierenden mit Kind ohnehin genug Hindernisse in den Weg gelegt werden, gibt es das Eltern-Kind-Café wieder zweimal im Monat!

Wir wollen damit einen Raum schaffen, in dem sich Studierende mit Kind treffen, ihre Erfahrungen und Tipps austauschen und andere erziehende StudentInnen kennen lernen können. Daneben gibt es auf Wunsch der Eltern auch die Möglichkeit Fachleute zu den verschiedensten Themen einzuladen.

Für Kaffee, Kekse und Obst wird gesorgt, Spielsachen für die Kinder sind auch da. Für die Eltern entstehen selbstverständlich keine Kosten.

Themenwünsche (für ExpertInnen-gespräche, Vorträge, Einladungen) sind willkommen.

Kontakt:

elternkindcafe@oeh.univie.ac.at
www.oeh.univie.ac.at/arbeitsbereiche/
soziales/elkicafe.html

Jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat, 15 bis 17 Uhr. Im Besprechungszimmer der ÖH Uni Wien (Uni Campus, Spitalgasse 2, Hof 1, 1090 Wien)

Termine im WS 2010/11

21.10.2010	04.11.2010
18.11.2010	02.12.2010
16.12.2010	13.01.2011
27.01.2011	

Politisches Kolorit der Parlamentsparteien

„Grün, grün, grün sind alle meine Kleider, weil mein Schatz ein Jäger, Jäger ist“ – sagt das Volkslied. Blau, wäre er ein Seemann und Schwarz, wäre er ein Schornsteinfeger. Auch die Farben der politischen Parteien sind meist traditions- und geschichtsbedingt. Über ihre Herkunft, ihre symbolische Besetzung und ihre werbetechnische Kraft können ein Historiker, eine Farbpsychologin und Johann Wolfgang von Goethe erzählen.

„Die **Wirkung** dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde als von Huld und Anmut“, schrieb Johann Wolfgang von Goethe in seiner umfassenden Abhandlung der „Farbenlehre“ über die Farbe Rot. Sie ist die Farbe der Liebe, aber vor allem die Farbe des Blutes – so auch im Rot-Weiß-Roten Österreich, das wissen wir seit der volkschulischen Landeskunde. Der Babenberger Herzog Leopold der Fünfte, alias „der Tugendhafte“, kämpfte im weißen Wappenrock und war nach langer Schlacht während des Dritten Kreuzzuges vollkommen in Blut getränkt, nur die Stelle, an dem sein breiter Schwertgurt saß, blieb strahlend weiß – so die Legende.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhundert wurde **Rot** zur Farbe der ArbeiterInnenbewegung. Das wäre den russischen KommunistInnen auch aus sprachlichen Gründen entgegengekommen: das russische „krassnij“ für Rot entspringe demselben Wortstamm wie „prekrassnij“ und „krassiwij“, was „schön“ und „hübsch“ bedeute, erklärt Peter Diem in seinem Online-Portal, dem Austria-Lexikon. Der Medien- und Symbolforscher setzt sich in diesem detailliert mit den Farben der Österreichischen historischen und politischen Landschaft auseinander. Und so schlecht haben's die heutigen SozialdemokratInnen auch nicht erwischt, denn das Blutrote gilt immer noch als Träger des ewigen Lebens, und auch die roten Nelken zum ersten Mai machen was her.



„Rot ist die Farbe der **Rebellion**, gegen das Konservative und Althergebrachte, die Farbe der starken Emotionen, der Liebe, der Impulsivität, der Energie, Wärme und Aktivität“, sagt die Farbpsychologin Susanne Hackl-Grümm. In ihrem „Psychotechnologischen Institut Wien“ setzt sie sich mit der psychologischen und marketingtechnischen Wirkung von Farben und Motiven auseinander. „Farben enthalten Information, die das gesamte Denken, Fühlen und Handeln prägen und steuern“, erklärt sie, so seien sie ein ideales Manipulationsinstrument.

Die meisten Parteien tragen ihre Farben aus historischen oder traditionellen Gründen und stehen damit werbe-technisch mehr oder weniger gut da.

Mit der **Signalfarbe**, die „Power in eine neue Welt“ bedeute, hätten es die Roten gut erwischt. Aber auch die „Blauen“ kämen mit ihrer Parteifarbe gut weg. Auch das Blaue sei ursprünglich eine Farbe der ArbeiterInnenbewegung, erklärt Diem – abgeleitet von der Arbeitskleidung, dem Blaumann. Auch für die „Weltfriedenskongresse“ und andere kommunistische Veranstaltungen wurde in blau geworben. Auf supranationaler Eben hat sich das Friedens-Blau gehalten: als Farbe der Vereinten Nationen, Farbe der „Blauhelme“.

8

Die Farbe der Österreichischen **Freiheitlichen** leitet sich aber nicht vom Frieden ab, sondern von der Kornblume. Sie war die Lieblingsblume von Otto von Bismarck und wurde so zum deutschnationalen Symbol. In der ersten Republik sei die tiefblaue Blume von manchen ÖsterreicherInnen als Symbol für den Wunsch nach der „Heimkehr ins Reich“ getragen worden, berichtet Diem. Dementsprechend heftige Diskussionen habe 2006 ein FPÖler ausgelöst, als er im Nationalrat mit dem besagten Blümchen im Knopfloch erschien. „In der Zeit, als die NSDAP und das Hakenkreuz in Österreich verboten waren, wurde die Kornblume von 'illegalen' Nazis oft als 'Ersatzsymbol' getragen“, schreibt Diem.

9 Blau ist werbetechnisch ideal. Es sei die Farbe der Vertrauenswürdigkeit, erklärt Hackl-Grümm. Deshalb findet sich auch viel Versicherungs-Reklame in Blau. „Leistung, Ehrlichkeit, aber auch Entspannung und Stille“ verkörpere sie, „Blau ist die Farbe der Tugend und Wissenschaft“.

Speziell bei den **Grünen** aber gilt: Nomen est Omen. Grün ist die Farbe der Natur und Umwelt. Grün ist Erneuerung, Wiederkehr und Jugend. Grün ist die Hoff-

nung, nicht erst seit T.C. Boyle. Und sie ist auch eine der wichtigsten Farben in der katholischen Kirche, die Osterfarbe. Neben diesem Aspekt des Neuen und Frischen werde die Farbe Grün auch mit Hilfsbereitschaft und Toleranz in Verbindung gebracht – auch eine marketingtechnisch sehr positive Farbe, sagt Hackl-Grümm. Und schon Goethe wusste: „Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. (...) Man will nicht weiter, und man kann nicht weiter.“

Weniger gut aber hätten es die ÖVP und das BZÖ erwischt. Die unbunteste Partei, die Österreichische Volkspartei, hat wohl auch die widersprüchlichste Farbe. Die auf die goldene Mitte bedachten Konservativen tragen die Farbe Schwarz, eine Farbe des Extrems. Farbe des Todes, der dunklen Seite der Macht, der Trauer, aber auch der Seriosität und Macht. Zwar sehe man auch das Elegante, Kraftvolle und Männliche im Schwarzen, für die Kommunikationsfarbe einer Partei sei dies aber nicht optimal.

Schwarz gilt als **Symbol** des weltlichen Verzichts, so sei es auch Farbe der katholischen Priesterkleidung, erklärt Diem. In der Zwischenkriegszeit begann man die Farbe dann mit dem Adjektiv „christlichsozial“ zu

assoziiieren. „Auch heute noch werden AnhängerInnen der ÖVP als 'Schwarze' bezeichnet, obwohl sich die von ehemaligen KZ-Inhaftierten 1945 neu gegründete Volkspartei von ihrer Vorgängerpartei ausdrücklich distanzierte“, berichtet Diem, weiters stellt er fest, dass Schwarz auch eine entscheidende Rolle für die NationalsozialistInnen spielte.¹ Sowohl Mussolini als auch der englische Faschist Mosley und der Holländer Mussert traten im „Schwarzhemd“ auf. Eine Tracht, auf die die 2007 gegründete, rechtsextreme „Ungarische Garde“ zurückgreift.

Neben der „**Orangen** Revolution“ in der Ukraine vor sechs Jahren sei die wichtigste politische Rolle der Farbe Orange die Wandlung der SozialdemokratInnen gewesen, schreibt Peter Diem. Um sich mittiger, sprich weiter weg von den tiefroten KommunistInnen zu platzieren, distanzierten sich die deutschen und österreichischen SozialdemokratInnen in den späten Neunzigern von der Farbe Rot zu einem gemäßigten Orange. Heute ist die SPÖ wieder in traditionellem Rot, dafür kleidet sich seit 2005 das rechte „Bündnis Zukunft Österreich“ in orangenem Kleid. – Aber wahrscheinlich nicht wegen der farblichen Nähe zu den KommunistInnen.

Alle anderen „positiven“ **Farben** wären schon besetzt gewesen, sagt Hackl-Grümm, doch Orange komme werbeteknisch für eine Partei nicht gut, nämlich „wenig staats-tragend“ daher. „Es steht für das Billige, Schreiende, Plastikhafte, das aufdringliche Vergnügen, das Schrille.“

Eigentlich gar nicht so unpassend.

¹ Anm.: Der Großteil der Gründungsmitglieder der ÖVP waren bereits Funktionäre im Austrofaschistischen Ständestaat und wurden zwischen 1938 und 1945 zeitweise aus politischen Gründen in Konzentrationslagern inhaftiert. Von ihrer Vorgängerin, der Christlichsozialen Partei, distanzierte sich die ÖVP insofern, als dass sie sich zur parlamentarischen Demokratie bekannte.



Tirana in Farbe

Tirana, die Hauptstadt Albanien, ist bunt!

Ein musealer Beipackzettel gibt uns dazu folgende Informationen: Der Künstler Edi Rama wurde vor 10 Jahren zum Bürgermeister gewählt, 2004 dann auch zum besten Bürgermeister der Welt. Ein Jahr zuvor, 2003, hat er im Rahmen der Biennale in Tirana internationale Künstler_innen dazu aufgefordert, die Fassaden der Stadt zu entwerfen und anschließend die Bewohner_innen dazu bewegt, die Häuser nach eben jenen Entwürfen zu bemalen.

Die Ausstellung „Les Promesses du Passé“ im Pariser Centre Pompidou (Frühjahr 2010) zu osteuropäischer Kunst gab unter anderem kritischen Beiträgen zu Tirana Raum und stellte sie dem euphorischen Videobeitrag von Anri Sala gegenüber. In drei gezeigten Kurzfilmen wird an diesem Projekt ganz unterschiedlich Kritik geübt, im letzten, jenem Anri Salas, kommt der Künstler und Bürgermeister selbst zu Wort.

Wir wollen uns nun von zwei Seiten textlich der Stadt in Farbe nähern. Zum einen anhand dreier im Centre Georges Pompidou gezeigter Kurzfilme und zum anderen anhand der Selbstpräsentation Tiranas (www.tirana.gov.al).

Stadt und Kritik

Im knapp fünfminütigen Film „eye to eye“ von Alban Hadinaj sehen wir eine junge Frau, Bewohnerin der Stadt und offenbar nicht beteiligt gewesen an den Malaktionen. Sie stellt Fragen über die Intention des Künstlers und über seine Identität. Wollte der Künstler die Fassaden hübscher machen? Hässlich waren sie ja zuvor durchwegs. Dann wiederum Fragen nach der Planmäßigkeit und dem Gefühl, in einem Kunstwerk zu leben. Sie gibt dem Künstler die Pseudonyme „The Big Eye“ und „The Big Hand“. Eine höhere Macht also, die in ihr alltägliches Leben eingreift und ihr das Gefühl gibt, in einem Kunstwerk

zu leben – eigentlich Entfremdung par excellence. Was uns der Film zu denken gibt: Die Fassaden der Stadt, die Fassaden der Stadt, nichts als und nur die Fassaden der Stadt... für die, die Farben sehen...

Edi Rama ergreift das Wort in Tirana im Jahr 2000, er wird Bürgermeister, er greift ein ins System, spielt darin mit und will eine Stadt nun nach seinem Konzept gestalten. Wie eine große Inszenierung auf der Bühne, ein Gesamtkunstwerk, das sich aus unterschiedlichen Stadtentwicklungsprojekten zusammensetzt und das zur Auszeichnung der Internet-Community City Mayors zum weltbesten Bürgermeister führte.

Wechseln wir also mit Gentian Shkurti die Perspektive und lassen wir uns Tirana aus den Augen eines Farbenblinden in seinem Film „Colour Blind“ vorführen: die Kamera schwenkt über die Fassaden und uns werden, wie in der Tonspur für Menschen mit eingeschränkter Sehfähigkeit, die Farben des Bildes aufgezählt. Die Stadt ist für unsere Augen wieder zu dem grauen und trostlosen Tirana geworden. Sie haben versucht der Stadt ein optimistisches Aussehen zu geben, sagt der Künstler. Aber ist es mehr als dieses Aussehen, mehr als diese Fassade? Das scheint die implizite Frage zu sein, die er den Betrachter_innen seines Filmes aufgibt.

Tirana + Edi Rama = TEDIRANA

„To make this city a city of choice and not of destiny, is a utopia itself.“ Edi Rama, zit. n. „Dammi i coloris/give me the colours“, Film von Anri Sala.

Wer die Wahl gewonnen hat, der hat die Wahl. Wenn Edi Rama von „choice“ in seiner Stadtgestaltung spricht, so sind es seine künstlerischen, gestalterischen Wahlmöglichkeiten – nicht aber jene der Bewohner_innen Tiranas. Nach genauem, vorgefertigtem Plan wurden die Fassaden bemalt, wurde anschließend die gesamte Stadt begrünt und modernisiert – liegt darin wirklich ein utopisches Moment? Ein großes Stadterneuerungsprojekt, das den erfolgreichen Bruch mit der Vergangenheit deutlich verkörpern soll. Und als Körper des Projekts steht der Künstler und Bürgermeister im Zentrum seines Werkes, inszeniert und mystifiziert sich darin permanent. Drei Artikel, die entweder von der offiziellen Homepage Tiranas oder jener der City Mayor Community stammen, zeigen aus affirmativer Perspektive das Bild, das Rama von sich und von Tirana in der Öffentlichkeit entwirft:

So ist er zum einen der Kritiker des real-sozialistischen Regimes, das er als „barbaric collectivism“ bezeichnet, und lässt die Medien rätseln wie er eben jenes überlebte:

„No one knows how Rama survived Communist Albania“ (Kramer). Zum anderen ist er der Kritiker der Politik Albanien in den 90ern, von ihm als „wild individualism“ gesehen. Eine Kritik, die laut Rama auch Grund für einen Überfall auf ihn 1997 war: „someone showed how seriously they took that by lying in wait for him in front of his home and beating him nearly to death“ (Swift).

Rama inszeniert sich bewusst als der Künstler mit den vielen Leben, der die Vision einer neuen Stadt hat und diese gezielt verwirklicht. Um sie zu verwirklichen sind seine mediale Präsenz, sein Networking, sein Lobbying die Mittel. Bühne und Hauptdarsteller bedingen einander und vermengen sich zu TEDIRANA, wie man das Phänomen dieser Stadt vielleicht nennen kann. Als erster Akt auf der Stadtbühne war die Farbgestaltung zu sehen. Bewusst extravagant, wie Jane Kramer schreibt, gestaltet er die Farbaktion in Tirana, die er selbst „Intervention“ nennt.

Dem Künstler die Farben geben?

In „Dammi i coloris/give me the colours“, dem Kurzfilm von Anri Sala, spricht nun der Künstler Edi Rama selbst vor der Kamera. Als Betrachter_innen fahren wir die meiste Zeit durchs nächtliche Tirana und sehen die kräftigen Farben der Fassaden, die unter dem Scheinwerferlicht des Kamerateams noch viel beeindruckender wirken. „Colour has an impact“ erklärt uns Edi Rama und will sein Projekt als Avantgarde einer zukünftigen Demokratisierung der Menschen des Landes verstehen und zeigen, wie man eine Stadt bewohnbar, lebenswert machen kann. Sein Ziel ist es nicht, jede Stadt Albanien bunt anzumalen, doch er wollte etwas zeigen, etwas bewirken. Die Menschen führen nun lebhafte Diskussionen auf den Straßen, in den Bars und auch zuhause... sie unterhalten sich über Farben. Das Paradoxe daran: All das geschieht in einem der ärmsten Länder Europas.

winden der Unterdrückung des Individuums zur Zeit der real-sozialistischen Herrschaft dar. Doch die Möglichkeit der individuellen Gestaltung der Fassaden durch die Bewohner_innen mag Edi Rama dann doch nicht zulassen, denn die goldene Mitte, die nach langen Diskussionen vielleicht gefunden wäre, würde für ihn wieder ein Grau bedeuten.

Aber wäre der graue, oder chaotisch-bunte, Konsens wirklich so schlimm? Anders gesagt, würdest du wirklich in einem oktroyierten Gesamtkunstwerk leben wollen, in eben jenem politischen Statement Edi Ramas?

„Das Bemalen der grauen Fassaden der Gebäude war kein künstlerisches Projekt, sondern eine politische und soziale Geste. Es mussten die Grundvoraussetzungen geschaffen werden, um ein neues Kapitel unserer Geschichte zu beginnen. Es war ein politisches Statement, das mit Farben, nicht mit Worten gemacht wurde.“ Edi Rama, zit. n. Ausstellung „Tirana – Planen, Bauen, Leben“, Architektur im Ringturm, Wien 2010.

Jan Bruckschwaiger
Elisabeth Hanzl

Zitierte Literatur:

Michael Geller: Albania revels in freedom of colour chaos. CanWest News Service -06.10.2007.

Quelle: <http://www.tirana.gov.al/?cid=2,58,1502>

Jane Kramer: Painting the town. How Edi Rama reinvented Albanian politics. The New Yorker 27.06.2005.

Quelle: <http://www.tirana.gov.al/?cid=2,58,413>

Nick Swift: Edi Rama: Artist, reformer and Mayor of Tirana.

Quelle: http://www.citymayors.com/mayors/tirana_mayor.html

13

Die Kamera zeigt uns zugleich auch ein anderes Gesicht der Stadt: kaum befahrbare Straßen und arme Menschen, deren dringendstes Problem wohl niemand bei den Farben ihrer Häuser suchen würde. „The city was dead.“ sagt Edi Rama, aber ist sie nun lebendiger? Die Farben agieren, laut Rama, hier wie Organe; sie sind Teile des Lebens der Menschen dieser Stadt geworden. In einer normalen Stadt, erklärt uns Edi Rama, würden Farben höchstens die Funktion eines Kleides haben. Die Farben stellen für ihn auch ein Über-

Bücherbörse im NIG

Öffnungszeiten

(während des Semesters)

Mo – 12 bis 19 Uhr

Di – Fr 11 bis 17 Uhr

NIG, 1., Universitätsstraße 7, Erdgeschoss

Telefon: 01/4277-19506

buecherboerse@oeh.univie.ac.at

www.univie.ac.at/buecherboerse



So funktioniert die Bücherbörse

Bei uns findest du über 10 000 Bücher und Skripten mit Schwerpunkt auf den geistes-, kultur, human- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Bücher die du nicht mehr brauchst, kannst du bei uns auf Kommissionsbasis verkaufen.

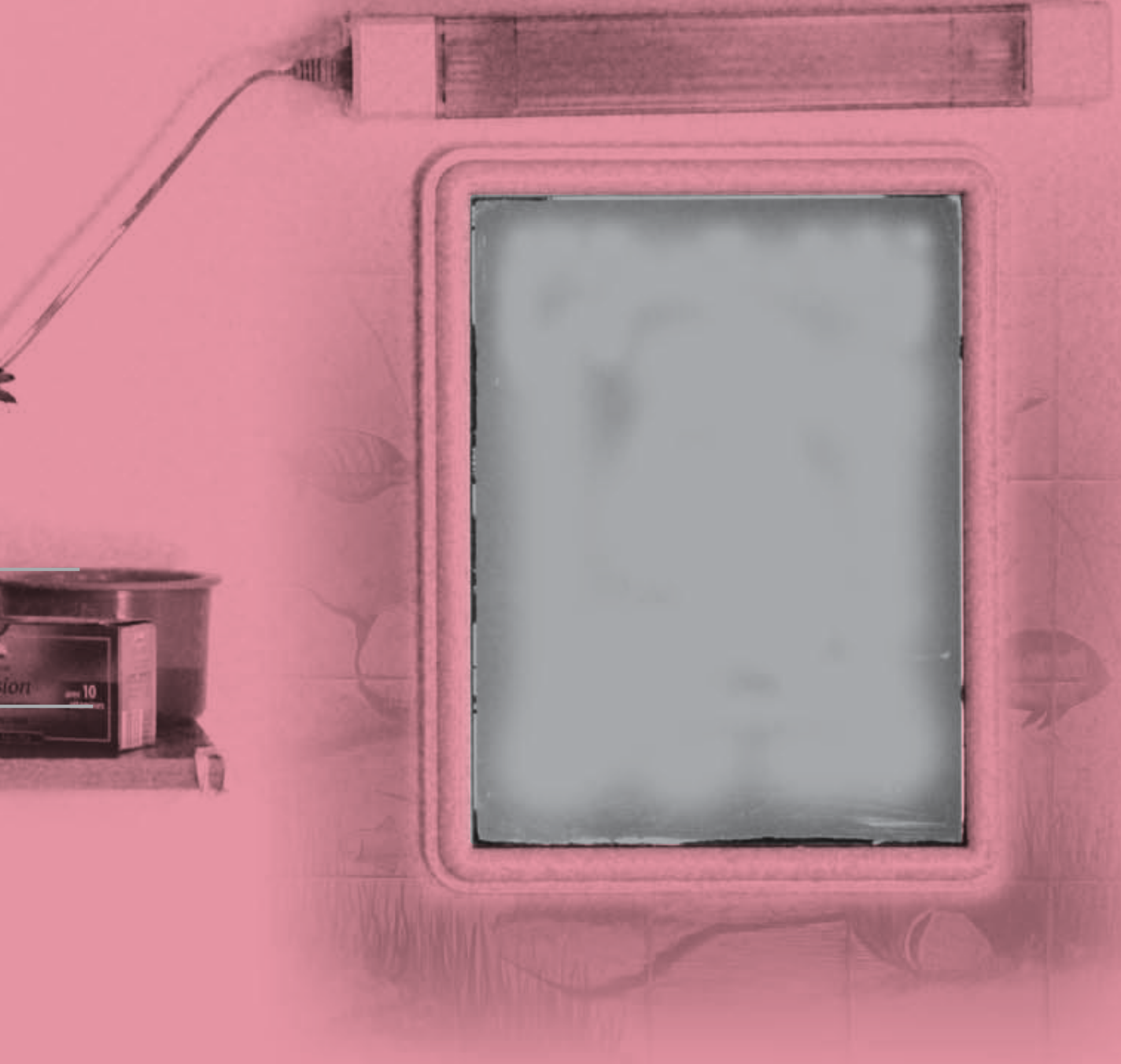
Du kannst bis zu zehn Bücher pro Woche bei uns vorbeibringen. Ein Buch, das du in die Bücherbörse stellst, darf maximal den halben Neupreis kosten. Deine Bücher können ein Jahr in der BÜBö stehen, im letzten Monat wird der Verkaufspreis auf die Hälfte reduziert. Unverkaufte Bücher, die nach einem Jahr nicht abgeholt werden, gehen an die BÜBö – und wandern in die 50-Cent-Kiste.

Spiegelung



Sie sieht mich an, wie *ich* sie, ist mir nah,
so nah wie sonst kaum anderes da.
Und da ist sie *immer* wenn ich sie brauch',
brauch' um mir wieder zu versichern:
Sicher zu wissen, dass *ich* bin
was ich bin und _____ ich sein will.

Spie



Text & Collage von akzidentielle

Critical Whiteness und der Essenzialismus des Rassismus

Für die Weißseinsforschung ist das Weiße nicht eine bloße Farbe, sondern ein gesellschaftliches Konzept.

Durch das Aufblühen der Kulturwissenschaften im Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Wissenschaftsbetrieb hielten viele Disziplinen in die europäische Lehre und Forschung Einzug, wie es in der Form bis dato nicht denkbar gewesen wäre. Es entstanden interdisziplinäre Forschungsbereiche, die sich mit den Themen Geschlecht und Gesellschaft beschäftigen, postkoloniale Theorien entwickeln oder sich mit der Hautfarbe als gesellschaftlicher Kategorie auseinandersetzen. Was alle drei Bereiche eint, ist deren Nähe zur Postmoderne, vor allem zum Poststrukturalismus, der besagt, dass sich eine Identitätenbildung nur in der Abgrenzung zum Anderen konstituieren und erkannt werden kann.

Die Weißseinsforschung, als kritisches Gesellschaftsprinzip Critical Whiteness genannt, etablierte sich in den 1990er Jahren vor allem in den USA in Verbindung mit den Black- bzw. Afroamericanstudies, einem Forschungsbereich, der sich vor allem mit der Geschichte und der gesellschaftlichen Stellung der AfroamerikanerInnen beschäftigt. Otto Busse schildert in seinem Text „weiß-sein“ eine Szene aus dem alltäglichen Leben, anhand derer sich die Kernthesen der Weißseinsforschung charakteristisch zeigen lassen. Daniela hat sich beim Gemüseschnippeln in den Finger geschnitten, sie blutet. Daniela holt sich ein Pflaster und verarztet sich. Die Weißseinsforschung stellt sich die Frage, ob der Verlauf eines alltäglichen Ereignisses, in diesem Fall das einfache Schneiden mit einem Messer, für Daniela genauso ablaufen und stattfinden würde wenn

sie schwarz wäre. Wäre Daniela schwarz, so könnte sie sich kein Pflaster in ihrer Hautfarbe kaufen, denn in einer Gesellschaft wie unserer ist alles auf die Menschen mit weißer Hautfarbe ausgerichtet. Das weiße Pflaster, das auf ihrer schwarzen Haut kleben würde, würde sie kennzeichnen, würde allen, die an Daniela vorbeilaufen offenbaren: Daniela ist anders als die „Normalen“.

Das Beispiel zeigt, dass viele gesellschaftliche Gegebenheiten, wie etwa das Produkt Pflaster, weiße Privilegien sind. Das Weißsein jedoch als Identität ist nicht eine bloße Farbe. Es ist ein Konzept, auf das sich das tägliche Handeln und das tägliche Empfinden stützt. Schon Bobby Searle, der Begründer der Black Panther Party, formulierte vor fast 30 Jahren, dass das Weißsein ein soziales Konstrukt sei. Es konstituiert sich am Anderen, am Schwarzen. Es benötigt laut Busse das Schwarzsein, um selbst zu existieren, um die eigene Identität zu entwickeln. Während das Schwarze als das Besondere erscheint, wird im Gegenzug das Weiße zum Normalen, zum Nichtsichtbaren. Otto Busse schreibt: „Es ist scheinbar keine Farbe und doch alle Farben in Einem, eine Leerstelle und doch universell, alles und nichts zugleich. Weiß-Sein erzeugt das Andere, entzieht sich aber selbst der Definition durch Andere.“

Herrschaft und Kategorienbildung sind für Michel Foucault sowie für den Poststrukturalismus aufs Engste miteinander verzahnt. Das Weißsein, das sich in Abgrenzung zur Kategorie des Schwarzen konstituiert, sich jedoch nicht als eigenständige Kategorie ausdrückt, entwirft und manifestiert ein Herrschaftsverhältnis. Anders als die meisten Wissenschaften versucht die Weißseinsforschung mit ihrem Konzept Critical Whiteness der gesellschaftlichen Wirklichkeit entgegenzuwirken. Während sie sich vor allem mit der Analyse eines gesellschaftlichen Rassismus auf einer anderen Ebene beschäftigt, ist es ebenfalls ihr Ziel, eine Praxis des Antirassismus zu entwickeln, die sich auf die Erkenntnis des Weißseins als gesellschaftlichem Konstrukt stützt.

Walter Benn Michaels, Professor für Literaturwissenschaften an der University of Chicago, äußert hingegen Bedenken an der Kategorisierung von Schwarz und Weiß und stellt sich in seinem Text „Autobiography of an Ex-White Man. Why Race is not a social construction“ kritisch mit der These des Weißseins als bloßer gesellschaftliche Kategorie auseinander. Er zitiert zu Beginn seines Textes aus James Weldon Johnstons Werk „Autobiography of an Ex-Colored Man“. Johnston schildert den Unterschied zwischen der Inspiration schwarzer und weißen Musiker, die sich durch schwarze Musik (z.B. Jazz, Blues oder HipHop) inspirieren lassen. Während die von Weißen geschaffene schwarze Musik als Imitation bezeichnet wird, so wird die von Schwarzen erzeugte schwarze Musik als Inspiration interpretiert. „Race Traitor“, das wichtigste Magazin für die Weißseinsforschung, bezeichnete die Imitation als eine Absprache des legitimen Erbes der Schwarzen.

In Johnstons Werk jedoch ist die Rasse die **Funktion** des Blutes, während „Race Traitor“ die mittlerweile anerkannte These vertritt, dass die Rasse keine „biologische“, sondern „gesellschaftliche“ Tatsache ist. Dadurch wird das „passing“ (Durchgehen oder Passieren) möglich, durch das Schwarze, die ihre auf schwarzen Wurzeln basierende Inspiration vernachlässigen, zu Ex-Schwarzen werden. Sie werden dadurch zu Imitatoren, ähnlich wie es Weiße sind, die schwarze Musik spielen. Für „Race Traitor“ scheint es auch möglich zu sein, dass Weiße durch die Identifikation mit den Schwarzen zu Ex-Weißen werden. Dennoch, während Schwarze ihr Schwarzsein durch die Verheimlichung ihrer Wurzeln verlieren, so können Weiße nur durch die Zerstörung ihrer weißen Identität sich des Weißseins entledigen.

Walter Benn Michaels **kritisiert** die Auffassung der Rasse innerhalb der Weißseinsforschung dahingehend, dass er darauf insistiert, dass der Begriff „Rasse“ seinen essentialistischen Grundkern behalten muss, wenn Rasse weiterhin als Rasse begriffen werden soll. Ihm geht es

selbstverständlich nicht um die Rettung eines Rassebegriffs, sondern er verweist auf die Notwendigkeit, Rasse nicht als gesellschaftliche Kategorie zu begreifen, wenn die gesellschaftlich rassistischen Praktiken aufgespürt und kritisiert werden sollen. Wenn Rasse antiessentialistisch aufgefasst werden kann, dann kann am Begriff der Rasse nicht mehr festgehalten werden, denn er hat für den Rassisten oder die Rassistin notwendigerweise einen essentiellen Kern. Wenn die Rasse notwendigerweise mit einem Essentialismus verknüpft ist, dann ist das oben angeführte Prinzip des „passings“ unmöglich, denn für RassistInnen bleibt der Schwarze immer noch Schwarz, auch wenn er sich gesellschaftlich nicht schwarz verhält oder gar seine Wurzeln verleugnet. Die Rasse war und ist für den Rassisten oder die Rassistin eine biologische Eigenschaft, die durch eine nachträgliche Erklärung zu einer sozialen Kategorie verharmlost wird.

Weißseinskonzepte haben die Beschäftigung mit der Rasse und dem Rassismus wieder in die akademische Auseinandersetzung geführt. Durch die Etablierung des Poststrukturalismus treffen Interpretationen aufeinander, die unterschiedlicher kaum sein können. Während im angeführten Beispiel Walter Benn Michaels von der Essentialität des Blutes und der Hautfarbe für den Rassisten ausgeht, so guckt die Weißseinsforschung von einem ganz anderen Blickwinkel auf den Rassismus. Sie begreift ihn als Funktion zur Identitätsstiftung des Weißen ohne das Weißsein an sich zu kategorisieren.

Grandhotel Abgrund

18

Wo's *rosa* draufsteht, ist's *rosa* drin.

Über Vermarktung, Verharmlosung und Verweiblichung – machen uns Pillen zu dem, was wir sein sollen?

Hormonelle Verhütung als große Revolution des 20. Jahrhunderts, als Möglichkeit auf Selbstbestimmung und sexuelle Freiheit – oder doch nicht? Doch eher ein Zwang an eine tägliche Uhrzeit, ein Unterwerfen an Hormone, eine doppelte Verweiblichung?

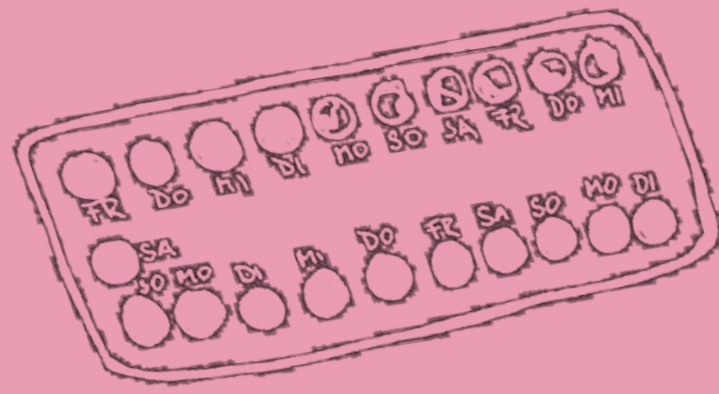
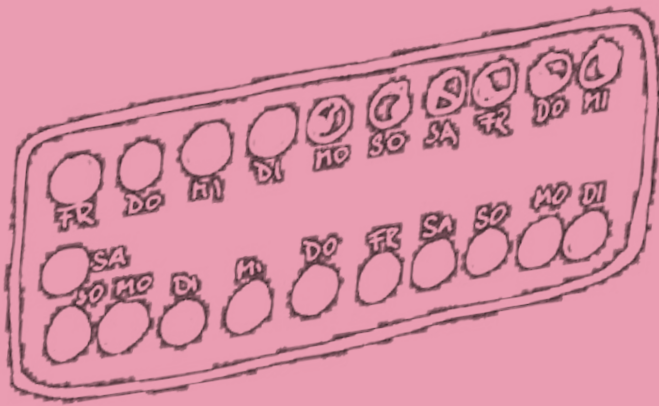
Keineswegs will ich der **Pille** ihre historische Bedeutung, ihre Verdienste um Unabhängigkeit der Frau in Verhütungsfragen absprechen. Keineswegs soll sich der Artikel einer Tradition von geforderter Renaturalisierung bei Verhütung anschließen oder sich biologischer Argumente bedienen. Keineswegs geht es um „do's & don'ts“. Möglichkeiten zur Verhütung gibt es viele unterschiedliche und die Entscheidung bleibt jeder* (und jedem) selbst überlassen – hier werden jedenfalls keine Lösungen präsentiert.

Doch bei all den Dingen, die hier nicht **Thema** sein sollen, bleibt ein Problemfeld offen, das kritischer Hinterfragung bedarf. Herausgreifen möchte ich einen eventuellen Zusammenhang zwischen einer auffälligen Vermarktung in rosa als „Mädchenprodukt“ und einer scheinbar vernachlässigbaren Nebenwirkung, Stimmungsschwankungen.

Unbehagen 1

„Ich verschreibe Ihnen die Pille, die verbessert dann zugleich auch Ihr Hautbild.“

Frausein reicht ihn vielen Fällen schon völlig für eine Verschreibung, ja geradezu eine ärztliche Empfehlung aus. Von der Frauenärztin mit Rezept, einem Gratismuster in rosaroter Verpackung, Aufbewahrungsbox mit Kosmetikspiegel und Blümchen als Vergiss-mein-nicht-Aufkleber aus der Praxis geschickt (ohne wirklich mit der Absicht hingegangen zu sein), fängt das erste Unbehagen an. Der Name dieses Produktes ist mit einem weiblichen Diminutivaffix (-ette/-elle/etc.) versehen. Und statt des normalen Beipackzettels befindet sich in der kleinen Blümchenbox mit Spiegel ein ganzes Büchlein mit Vorteilen, Einnahmetipps und schlussendlich eine endlos lange Liste von Nebenwirkungen. Verpackung und Vermarktung machen klar: diese Pille ist für junge Frauen konzipiert. Die Versicherung, dass durch eine besonders niedrige Dosierung jegliche Nebenwirkungen (insbesondere natürlich Gewichtszunahme) verringert werden konnten, trotz der langen Liste. Auf der Homepage finden sich als Vorteile dieser „Minipille“ (schon wieder eine Verkleinerungsform) bessere Haut und stabiles Gewicht; sogar ein Online-Rechner für den Body-Mass-Index steht dort bereit. In dem Büchlein zur Pille wird als häufige Nebenwirkung „Vergrößerung der Brust“ genannt – eine vielfach erwünschte Wirkung, wie Einträge in diversen Internetforen bezeugen. Abseits der sicheren Verhütung sind es also äußerst hinterfragenswürdige Muster und Motivationen die Kauf und Verkauf dieser Pillen prägen. Macht uns erst die Pille zu besseren, „richtigeren“ Frauen – Frauen, die die Verantwortung für Empfängnisverhütung alleine tragen (wohlgemerkt auch finanziell), mit reinem Hautbild, größeren Brüsten und stabilem Gewicht?! Ist es dieses unbehagliche Konstrukt, in welches wir, dank Pille, besser passen sollen?



Unbehagen 2

„Über Wirkung und mögliche unerwünschte Wirkungen informieren Ärzt_in oder Apotheker_in...?“

Vom stabilen Gewicht zur instabilen psychischen Verfassung.

Angesichts der langen, angsteinflößenden Liste von Nebenwirkungen scheinen Stimmungsschwankungen, die an erster Stelle stehen (angegebene Häufigkeit: bei mehr als 1 von 100, aber weniger als 1 von 10 Frauen), fast gänzlich vernachlässigbar. Und überhaupt, was sind schon Stimmungsschwankungen? Wie kann mensch sie messen, wissen, erkennen und zuordnen? Und wer kommt schon auf die Idee so etwas Eigenartiges (im Sinne von Suspekt-Sein, aber auch das eigene Selbst treffend) der Verhütungsmethode zuzuschreiben? Persönliche Erfahrungen und Gespräche mit Freundinnen zeigen, dass es doch immer die kleinen und großen Krisen im Studium, die Schwierigkeiten bei der Diplomarbeit, die Selbstzweifel oder auch Beziehungsprobleme sind, die als Auslöser für langandauernde Stimmungsschwankungen gesehen werden. Und erst wenn frau sich ihr eigenes Verhalten nicht mehr erklären kann, dann ist irgendwann die Idee, dass es an den täglich verschluckten Hormonen liegen kann, nicht mehr so abwegig. Unerklärliche Weinkrämpfe in der Nacht und das Unvermögen auf jede unangenehme Situation anders als mit Tränen in den Augen zu reagieren; durch Hormone beeinflusst? Schließlich war frau vorher eher verärgert, konnte ihrer Wut freien Lauf lassen, und war nicht von Kleinigkeiten emotional mitgenommen, deprimiert oder einfach nur traurig gestimmt.

Frappant, dass solche Stimmungsschwankungen so sehr mit dem gesellschaftlich konstruierten Bild der schwachen Frau zusammenfallen. Jene, die beschützt und getröstet werden muss, weil sie so schnell sentimental, unsicher, weinerlich wird. Jene, die in solchen Momenten einen liebevollen oder freundschaftlichen Arm um die Schulter braucht und sich einfach anlehnen will. Und wenn ihr selbst diese Rolle nicht passt, dann folgt noch mehr Verzweiflung, das Gefühl, mit den eigenen Reaktionen nicht zurechtzukommen.

Die rosarote Brille abnehmen

Vielleicht also doch den Körper aus dem ständigen Scheinzustand der Reproduktion herausholen und kurz produktiv-kritisch nachdenken: was ist das für eine Verhütung, die uns rosa-geblümt zu besseren Frauen machen will, uns aber zugleich mit großer Wahrscheinlichkeit Stimmungsschwankungen und emotionaler Schwäche aussetzt? Welche Formen von Biopolitik kommen darin zum Ausdruck? Ist das Mittel zur Selbstbestimmung zugleich auch eine Macht, die fremdbestimmt und oftmals schwer definierbar am eigenen Körper wirkt?

Verdammt, hier würde doch echt gut ein Foucault-Zitat passen:

„Bio-Politik der Bevölkerung. Die Disziplinen des Körpers und die Regulierungen der Bevölkerung bilden die beiden Pole, um die herum sich die Macht zum Leben organisiert hat. Die Installation dieser [...] Technologie charakterisiert eine Macht, deren höchste Funktion nicht mehr das Töten, sondern die vollständige Durchsetzung des Lebens ist. Die alte Mächtigkeit des Todes, in der sich die Souveränität symbolisierte, wird nun überdeckt durch die sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens. [...] Ironie dieses Dispositivs: es macht uns glauben, daß es darin um unsere ‚Befreiung‘ geht.“

Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M. 1983, S.136.

20

Elisabeth Hanzl



Mit Rosa gegen die Nation

Es ist Rosa. Es ist ein Hase. Es ist gegen Deutschland.

Seit Judith Kerrs Roman „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ aus den 1970er Jahren kommt dem rosa Kaninchen auch eine politische Bedeutung zu. Nicht mehr nur als Kuscheltier oder als mit Zuckerguß verziertes süßes Etwas schreibt sich das rosa Kaninchen in infantile Träumereien ein, sondern neuerdings erhebt es auch die Linke zum Sinnbild politischer Agitation in Zeiten der eigenen gesellschaftlichen Irrelevanz. Etwas Neues muss her, um spielerisch linksradikale Inhalte auch unter die OttonormalverbraucherInnen in Deutschland zu bringen. „Pink Rabbit against Germany“ nennt sich der nicht wirklich neue Gag der antinationalen berliner Politszene. Seit 2007 treibt der rosa Hase in berliner und brandburger Gefilden sein politisches Unwesen. Dabei scheint das rosa Kaninchen die ganze Bandbreite des linken Einmaleins auf dem Kasten zu haben. So beweist es sich als antirassistisch, wenn es in postmoderner Manier einfach mal aus der berliner „Mohrenstraße“ durch zwei Punkte die „Möhrenstraße“ macht und damit spielerisch dekonstruiert. Oder auch als geschichtsbegreifend, wenn der Hase auf der Premiere des Films „Valkyrie“ elegant mit Schirm und passendem Spruch „Deutschland ist mir Möhre“ gegen den Mythos stilisierten reaktionären deutschen Widerstand zur NS-Zeit aufwartet. Auch dem deutschen Heldengedenken, wie es im Bund der Vertriebenen zelebriert wird, setzt der Hase Störaktionen in Form von Sprechchören entgegen.

21

Doch **besonders** im Supergedenkjahr 2009, in dem sich die Bundesrepublik in mehrfacher Hinsicht zu beweihräuchern wusste, verschaffte sich „Pink Rabbit“ mit Schirm, Charme und Melone über die linksradikale Öffentlichkeit hinaus etwas Gehör. Auf „Wir-feiern-Deutschland“ Festivitäten wollte er Deutschland mit Kondomen verhüten, spülte eine Deutschlandfahne vor der Kamera ins Klo und zeigte damit, dass ihm Deutschland – um es noch einmal zu sagen – ziemlich Möhre ist. Die politische Message ist dabei ziemlich

eindeutig: Nationen, und die Deutsche im Besonderen, sind scheiße und gehören auf den Müllhaufen der Geschichte und damit abgeschafft. Doch kann einem/einer Deutschland so Möhre sein? Im Angesicht der deutschen Vergangenheit, die – und da bedarf es keines hegelianischen Geschichtsbewusstseins – auch Teil der Gegenwart ist, sowie in Anbetracht der Nation, muss erkannt werden, dass beide gesellschaftliche Realität besitzen, die so einfach nicht im Klo heruntergespült werden kann. Hier drückt sich die in weiten Teilen der Linken verbreitete Theoriefeindlichkeit und typische Herangehensweise aus: Denn anstatt den Gegenstand zu erfassen und seine manifeste Wirklichkeit zu erkennen, wird der Zusammenhang von Sein und der Möglichkeit, dass es so wie es ist nicht sein muss, einseitig zugunsten letzterem in platten Parolen aufgelöst. Nicht nur herunterspülen, sondern auch dekonstruieren hilft jedoch wenig.

Die Nation hat eine erfahrbare **Alltäglichkeit**, sowie historische Bedingungen. Sie ist nicht, wie es der antinationale linke Kanon immer zu wiederholen imstande ist, eine rein ideologische Erfindung, die den Zweck erfüllt, den identitären Kitt für die staatlich organisierte Kapitalakkumulation zu stellen, und mehr als die wohl bekannten Schlagwörter „Inklusion und Exklusion“ zur Charakterisierung der Nation erahnen lassen. Mit diesem Verständnis des Nationalen wird suggeriert, dass die Nation allein innerhalb der Logik des Staates zu begreifen ist und eben keine eigene Bewusstseinsform hervorbringt. Doch muss gesehen werden, dass die Genese der Nation ein Produkt der Moderne, sowie auch immanenter Bestandteil des bewussten gesellschaftlichen Seins ist. Als gesellschaftlich konstruierte Form der Gemeinschaft ist sie nicht gewolltes Ergebnis eines linearen geschichtlichen Prozesses. Die Entstehung der Nation als Gemeinschaftsprinzip beruht auf den durch die Moderne entstandenen neuen Wahrnehmungsformen, die seit dem 16. Jahrhundert eine ganz neue Perspektive auf ein überregionales Gemeinwesen hervorriefen.

Die **Rationalisierung** der Arbeitsprozesse, aber auch die für den einfachen Menschen möglich gewordenen Bahnreisen, ließen eine neue Form der gesellschaftlichen Gleichzeitigkeit erwachsen, in der sich die Zeit laut Benedict Anderson durch einen homogenen und leeren Raum bewegt. Der nationale Buchdruck, die in Nationalsprachen erscheinenden Bücher und Printmedien, die aus der Sättigung des lateinischen Gelehrtenmarktes resultierten, brachten ein überregionales Zugehörigkeitsempfinden hervor, das erst durch das möglich gewordene Reisen konkret erfahrbar wurde. Auch die Konsumation einer national erscheinenden Tageszeitung trug dazu bei, da die Lesenden nachvollziehen konnten, dass „ihre“ Zeitung auch jenseits ihres Dorfes gelesen wurde – Hegel verglich einst das Konsumieren von Tageszeitungen mit einer Massenfeier.

Die **Nation** ist, auch wenn sie in vielen linken Kreisen unter dem Begriff einer Ideologie subsumiert wird, eine Wahrnehmungsform, die nicht nur als Legitimität des Staates fungiert, sondern einen immensen Bestandteil der gesellschaftlichen Wirklichkeit ausmacht. Zwar findet die Erfahrbarkeit der Nation in der Konstruierung einer eigenen Legende oder auch in Massenveranstaltungen ihren Ausdruck, doch ist dies nur der konkrete Ausdruck eines Alltags, der, ob nun bewusst oder unbewusst, kategorisch national ist. Benedict Anderson, Autor des für die Nationalismusforschung bahnbrechenden Werkes „Imagined Communities“, verweist mit einer vorher noch nie ausgedrückten Genauigkeit auf eben diese Wurzeln eines Nationalbewusstseins hin und trennt den Begriff eines Nationalbewusstseins von dem des Nationalchauvinismus. Während das Wissen und das Reflektieren über die Zugehörigkeit zu einer Nation als Nationalbewusstsein definiert wird, so wird die Hierarchisierung von Nationen zum Begriff des Nationalchauvinismus.

Ob nun aus alter Liebe zum trotzkistischen Internationalismus oder aus neuer emotionaler Verbindung zur Postmoderne und der damit verknüpften Rückbesinnung auf die philosophische Ontologie, also dem Ursprung des Seins, zu dem die Nation als konstruiertes Gebilde nicht gehören kann, stellen sich linke Kreise jeder ernsthaften

Beschäftigung mit Vehemenz gegenüber. Als wäre Andersons Erkenntnis, dass sich jede Revolution des 20. Jahrhunderts – wenn sie erfolgreich sein wollte – in nationalen Kategorien begreifen musste, nicht schon Grund genug dafür, gerade als politische Linke sich dem Thema ernsthaft zu widmen, so scheint doch das letzte Argument dafür zu sein, dass Marx, obwohl er sich gerade in dem nach Hobsbawm benannten Zeitalter der Nationalstaatsbewegungen befand, kaum Worte zum Thema Nation und Nationalismus niederschrieb. Er hielt zwar fest, dass jedes Proletariat erstmal mit ihrer eigenen (und somit nationalen) Bourgeoisie fertig werden müsse, doch dabei beließ er dann schlussendlich seine Analyse der bedeutsamen Wahrnehmungsform des Nationalen.

Gerade anhand der **mangelnden** theoretischen Auseinandersetzung mit der Nation, sowie des sich für jede Analyse als problematisch erweisenden Vorrangs des Sollen vor dem Sein, erweist sich der antinationale rosa Hase als mieser Politgag. „Pink Rabbit“ ist ohne Frage ein süßes, kuschliges und auch lustiges Häschen, aber von der künstlerisch-politischen Agitation, die ihre eigene inhaltliche Begründung und Legitimation notwendigerweise erzwingt, sollte es besser die Pfoten lassen.

Liebe_zum_Detail

22



Weltreligionen in Farbe gesehen

Farben in ihrer Bedeutung für die eigene Kultur zu verstehen ist eines der ersten Dinge, die wir als Kinder erlernen. Was uns jedoch eine recht einseitige Sichtweise bereitet, da Farben in unterschiedlichen Kulturen unterschiedlich gedeutet werden.

Die **Religionen** bedienen sich trotzdem, oder gerade deswegen, dieses einfachen Schemas, um die „einzige Wahrheit“ die sie vertreten, von anderen „Wahrheiten“ abzugrenzen. So wie eine Farbe mit einem Produkt oder einem Verein, in Verbindung gebracht werden kann, so denken wir auch automatisch bei der entsprechenden Farbe an eine bestimmte Religion. Wer hat beispielsweise bei der Farbe Orange nicht sofort ein Bild eines buddhistischen Mönches vor Augen? Ein bisschen weniger assoziativ ist die Farbe Blau. Wobei mensch auch dabei an die Flagge Israels oder den blauen Davidsstern, und damit an das Judentum erinnert werden könnte. Der Farbe des Hinduismus kommt noch eine andere tragende Bedeutung zu. Violett ist nicht nur die zentrale Farbe des Hinduismus, sondern auch die Farbe des Feminismus und der Selbstbestimmung der Frau.

Unter dem selben Banner zu leben verstärkt den Zusammenhalt und das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gemeinschaft. Problematisch wird es aber dann, wenn eine Farbe auch innerhalb einer Religion unterschiedlich gedeutet werden kann. So wie dies im Islam der Fall ist:

Kontroverses Grün. Grün ist die Farbe des Propheten Muhamed und damit auch die Farbe des Islam. Die Farbe Grün wird dabei nicht als Mischfarbe gesehen, sondern als Farbe der Mitte, wie sich auch der Islam laut dem Koran, als „Gemeinschaft der Mitte“ versteht. In muslimischen Ländern wird diese Farbe ausschließlich in religiösem Kontext verwendet. Grün steht im Islam, laut Islamischer Glaubensgemeinschaft, für „Leben, Neubeginn, Freude, Glück, Hoffnung, Gelingen, Frieden, Sicherheit, Ruhe, Erholung“¹ und stellt eine Verheißung auf das Paradies dar. Andererseits ist Grün dann aber auch die Farbe eines radikalen und gewaltbereiten Islam. Die Kämpfer der Hamas tragen grüne Stirnbänder, um den siegreichen Schlachten des Feldherren Muhamed zu gedenken.

Aber warum lässt sich das Christentum dann nicht wie die anderen Weltreligionen auf eine einzige Farbe festlegen?

Grund dafür ist nicht, dass es sich beim Christentum um einen Zusammenschluss mehrerer christlicher Religionen, bestehend aus der russisch-orthodoxen Kirche, der evangelischen Kirche, der römisch-katholischen Kirche und einer Reihe anderer kleiner Religionsgemeinschaften handelt. In Sachen Farbe und auch in der Rekrutierung von „Schäfchen“ ist das Christentum recht anpassungsfähig. So steht nicht eine bestimmte Farbe für das Christentum allgemein, sondern jedes Fest, jeder Heilige hat im Laufe der letzten beiden Jahrtausende seine eigene Farbe bekommen.

Für die **Einigkeit der Politik** der heutigen römisch-katholischen Kirche sorgten seit ihren Anfängen als Organisation die Vatikanischen Konzile. Doch auch darüber hinaus gab es Abkommen und Einigkeiten der christlichen Kirchen: So waren sich sowohl Katholiken, Orthodoxe, wie auch Protestanten bis in die 1930- Jahre darin einig, „jeden Versuch, den ehelichen Akt unfruchtbar zu machen, zu verurteilen“², wie es in der „Enzyklika Humanae“ vermerkt steht. Wer jetzt glaubt, es geht nicht dreister, irrt sich:

„Sowohl innerhalb der Familien als auch im Kindergarten und in der Schule sollte eine Atmosphäre herrschen, in welcher ohne Ängstlichkeit, aber mit einem natürlichen Sinn für Anstand und Sitte, der Eine die Intimsphäre des Anderen achtet, so dass die Kinder zu freien und starken Persönlichkeiten heranreifen können.“³

Dies sei im Hinblick auf die erst kürzlich bekannt gewordenen Missbrauchs-fälle in der katholischen Kirche erwähnt. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es zwar für seine Vermarktung hilfreich sein kann, jedem Produkt ein eigenes Design, eine eigene Farbe zu geben, dass es aber wie im Falle des Christentums nicht nur den Weg des Produktdesigns gibt. Versprechungen und Verheißungen sind auch ein beliebtes Werbemittel unter den Religionen.

Sabine Kleon

1 <http://www.derislam.at/islam.phpname=Themen&pa=showpage&pid=112> (24.5.2010)

2 <http://www.kath-info.de/humanaevitae.html> (29.05.2010)

3 Ebd.

Hinter dem Grau, der Nebel

Hinter dem Grau, der Nebel

Gestern noch wollte sie Regen, Tropfen auf ihrer Haut. Ein Schwall Wasser auf ihr, in ihr, dass sie nichts mehr spürt. Klopfendes Tropfen sollte die Welt betäuben und sie benebeln – gegen Trockenheit in Nässe geborgen.

«Morgen», **fragt sie sich**, «wird diese Trockenheit meine sein, wenn ich mich in ihr auflöse?» Papier schleift, stückweise arbeiten Sandkörner an ihr. «was Andere nicht alles ‚unausweichlich‘ und ‚normal‘ nennen können», denkt sie sich, «ich kann es nicht».

Sie wollte sie von **Anfang** an behalten, ihre Unebenheiten und gewachsenen Verformungen. Doch wir wissen alle, wie Sandpapier schleift, glatter immer glatter mit sandigen Diamanten, Glitzer und Strass. Papierene Rollen sind um sie, sie glätten die Beine, das Haar und die Haut; denn streicheln lassen muss sie sich wie ein junger Pfirsich.

Heute in Nässe nur scheinbar geborgen, da alle im **Nebel** sich gleichen. Von Strömung noch weiter geglättet: Geglückt träumt sie von Sonne und rollt sich ein – wie alle anderen auch.

24

Colour Me Culture Analogien zu Kulturverständnis.

Wer kennt nicht das Gefühl nach dem Tragen einer Ski- oder Snowboardbrille (oder sonstigen bunt gefärbten Brillen): trägt mensch sie für längere Zeit und nimmt sie dann ab, entsteht eine verkehrte Farbenwelt. Plötzlich scheint der weiße Schnee ohne Brille blau oder grünlich zu sein. Auge und Gehirn haben sich an die Farbfolie derart gewöhnt, dass sie uns noch ein paar Minuten später eine Welt in Komplementärfarben vorgaukeln.

Was aber nun, wenn wir alle von vorn herein eine farbige Brille tragen, durch die wir die Welt sehen? Es ist keine „rosarote Brille“ im geläufigen Sinne, denn selbst wenn wir sie abnehmen, werden wir dahinter keine Realität finden – wenn überhaupt, dann nur eine graue Welt ohne Vorstellungen, Wünsche und Lebenskultur. Die Hypothese, dass jede_r mit einer farbigen „Kulturbrille“ ausgestattet ist stammt aus dem Kontext des Interkulturellen Lernens. Sie findet sich in unzähligen Hand- und Lehrbüchern und wird von unterschiedlichsten Institutionen als Analogie für Interkulturelle Erfahrungen verwendet.¹ Um den Wert dieser Farbanalogie für Kulturerfahrungen aufzuzeigen, möchte ich die Geschichte kurz in eigenen Worten umreißen (und dabei mich bewusst Formulierungen wie „angeboren“ nicht anschließen und auch Kulturen nicht als nationalbestimmt begreifen, wie es in vielen Versionen der Analogie vereinfacht passiert).

25

Jeder Mensch wird in einen bestimmten **Kulturkreis** sozialisiert, von dem kleinen Kreis des persönlichen Umfelds bis hin zur großen gesellschaftlichen und politischen Situation. Diese Sozialisierung wird in der Analogie mit einer Sonnenbrille, die mitgewachsen ist, gleich-gesetzt. Vereinfacht gedacht hat diese Sonnenbrille für alle Menschen eines Kulturkreises die gleiche Farbe, in dem Beispiel der Analogie ist sie gelb:

„Nehmt die gelben Sonnenbrillen ab und seht sie euch an. Was sie gelb machen, sind die Werte und Einstellungen, die wir gemeinsam haben. Alles was wir gesehen, gelernt oder erfahren haben, ist durch die gelben Gläser ins Gehirn gelangt. Alles wurde durch die Werte und Ideen, die die Gläser gelb gemacht haben, gefiltert und interpretiert. Die gelben Gläser repräsentieren also unsere Einstellungen und Werte; sie repräsentieren unsere Kultur.“

Wenn wir reisen oder uns länger in einem anderen Kulturkreis aufhalten, so erkennen wir bald die Notwendigkeit einer anderen Brille, um mehr begreifen und verstehen zu können. Was passiert daraufhin in der Analogie? Mensch setzt zusätzlich zur gelben Brille einfach eine zweite Brille (in dem Beispiel ist sie blau) auf und sieht, in dem Glauben, die andere Welt nun perfekt verstehen zu können, alles grün. Demzufolge ist unser Verständnis einer anderen Kultur immer nur ein Teilverständnis, ein „Mischverständnis“, das von unserer eigenen Sichtweise geprägt ist. Die Analogie schließt mit dem Ausblick, dass für besseres Verstehen zuerst die Auseinandersetzung mit den eigenen Vor(ein)stellungen notwendig ist. Erst ein Erkennen der eigenen „Brille“ ermöglicht es, andere Farben differenzierter wahrzunehmen.

Andere, ebenfalls im **Kontext** des Interkulturellen Lernens häufig zitierte Konzepte von Kulturerfahrung beachten die enormen Auswirkungen der eigenen Voreinstellungen auf das Verstehen anderer Kulturen nicht. Zu erwähnen ist an dieser Stelle das sogenannte Eisberg-Modell, das ursprünglich den Aufbau von Persönlichkeit beschreiben soll, allerdings auch auf sichtbare und unsichtbare Teile einer Kultur übertragen werden kann. Ihm zufolge ist stets nur ein kleiner Teil als Ausdruck von Kultur sichtbar (Kleidung, Essen, Gestik, Mimik etc.) und der viel größere Teil bleibt unsichtbar, muss erst langsam erkannt und verstanden werden.² Gert Hofstedes Zwiebelmodell veranschaulicht ähnliches: Dass jeweils nur die Praktiken einer Kultur sichtbar sind, ihre Bedeutungen und Werte aber, einer Zwiebel gleich, Schicht um Schicht verborgen sind.³

Das Modell mit den unterschiedlichen Farben der Sonnenbrillen hingegen betont mehr die Seite der Rezipient_innen und die Eigenheiten der Rezeption von anderen Kulturen. Mischfarben, das ist also die Seherfahrung beim Kennenlernen anderer Kulturen. Als extremste Form wäre dann der Kulturschock ein buntes Chaos, der Moment, indem wir feststellen, dass Grün auch nicht geeignet ist um alles zu verstehen – es ist ein komplexer Prozess einer sich verändernden Farbwahrnehmung, einer differenzierteren **Kulturwahrnehmung**.

Elisabeth Hanzl

- ¹ Einfach den Suchbegriff „Sonnen-brillen-Analogie“ im Internet eingeben und in den Resultaten schmökern.
- ² http://www.transkulturelles-portal.com/index.php?option=com_content&view=article&id=56&Itemid=63
- ³ http://www.transkulturelles-portal.com/index.php?option=com_content&view=article&id=56&Itemid=65

Weiterführendes und Praktisches:

@ Trainingskit zu Interkultureller Kommunikation, herausgegeben vom Council of Europe: http://youth-partnership-eu.coe.int/youth-partnership/publications/T-kits/4/Tkit_4_GER

@ „Promoting European Citizenship Education“, Handbuch mit Theorie und Aktivitäten zu Interkulturellem Lernen, herausgegeben von EFIL (European Federation for inter-cultural Learning): http://efil.afs.org/efi_en/view/2957

...mit dem fem.topf des sonderprojekt-budgets lässt sich viel machen. zum beispiel...



self defence workshops

bibliotheken aufbauen

vorträge

demos organisieren

zines drucken

kunstprojekte

du hast eine idee für ein feministisches projekt?

usw ...

**die öh hilft dir dabei.
<http://oeh.ac.at/sopro>**

Rose Sélavy alias Marcel Duchamp

Travestie als künstlerische Praxis

Der Name Rose Sélavy wurde von vielen KunsthistorikerInnen mehrfach interpretiert. Rose Sélavy ist nicht nur ein französisches Wortspiel – Éros, c'est la vie = Eros ist das Leben – sondern Rose ist auch Teil von vielen jüdischen Namen wie Rosenberg und Rosenthal. Es ist aber auch eine eindeutige geschlechtskonnotierte Farbe. Rosa für die Mädchen, Hellblau für die Buben. Und betont man das doppelte „r“ nicht, wird aus dem Namen: Rosa ist das Leben.

Für Marcel Duchamp, so der bürgerliche Name, sind Selbstinventionen, Subjektinventionen und Interventionen sowohl eine Facette seiner Kunst, als auch Teil seines Lebens gewesen – zwei Bereiche, die bei ihm ineinandergreifen und sich gegenseitig bedingen.¹ Sein Umfeld bietet ihm die dafür nötige Freiheit: Er war aus bürgerlichem Hause, finanziell immer abgesichert und ohne Schaffenszwang. Duchamp sagt dazu: „[...] die Familie zwingt Sie zur Aufgabe ihrer eigenen Ideen und Vorstellungen, zwingt Sie, diese gegen die von ihr und der ganzen Gesellschaft und dem ganzen Apparat akzeptierten Normen einzutauschen.“² Duchamp wandte sich also sowohl im Leben als auch in der Kunst gegen jede Art gesellschaftlicher Zwänge und Normen, auch gegen die tradierte Vorstellung von Sexualität.³ Arturo Schwarz beschreibt seinen Lebensstil als „unrestricted and unrestrictive lifestyle, a manner of living determined by his awareness of the servitude that social obligations impose on the individual. Duchamp's all-encompassing defiance of these obligations was directed against pre-established categories, whether on the practical or the semantic plane.“⁴ Eine hier interessante Trennung gab es dennoch zwischen Kunst und Leben: Die fiktive Person Rose Sélavy



trat als Photographie, Autorin und Co-Autorin oder Urheberin auf, niemals jedoch in der Öffentlichkeit, als Performance.

Körper + Zeichen = Identität

1921 gibt Duchamp der Autorfigur Rose Sélavy einen Körper – seinen Körper. Die Abbildung zeigt Marcel Duchamp als Rose Sélavy, deren Name bisher nur als Signatur auf Werken auftauchte und die hier selbst zum Gegenstand eines Kunstwerks wird. Zu einer Autogrammkarte, die mit „Rose Sélavy alias Marcel Duchamp signiert ist. Eine Autogrammkarte weist auf einen gemeinsamen Moment mit der Person, die signiert hat, hin; sie verkörpert diesen in Form einer Karte, die man besitzen kann. Dies wird von Duchamp durch die Inszenierung ironisch konterkariert, womit er zum Ausdruck bringt, dass man ihn nicht als festgelegte (Künstler-)Identität besitzen kann.⁵ Der Fotograf Man Ray hat auch unterschrieben. Damit erweist Man Ray

Lovin
Ru
a



sich als Urheber des Fotos. Und Duchamp als Ursache des Moments oder als Verantwortlicher der Idee? Das hier verwendete „alias“ wird in einem späteren Beispiel, dem Titel seiner Retrospektive von 1963 durch „und/oder“ ersetzt. Dies verkompliziert nicht nur die Identitätsfrage, sondern verschärft auch die Geschlechterfrage. Es ist nicht mehr Mann oder Frau sondern beides gleichzeitig.

Was steht dahinter, wenn sich ein junger, attraktiver, weißer, bürgerlicher Mann 1920 in eine etwas ältere, unattraktive, melancholische Frau verwandelt? Duchamp wollte bewusst auf eine im patriarchalen System schwächer gestellte Position als die Seine umsteigen. Der erfolgreiche Mann identifiziert sich mit einer Minderheit: „[...] ich wollte meine Identität wechseln und hatte zuerst die Idee, einen jüdischen Namen anzunehmen. Ich war ja katholisch, und dieser Religionswechsel alleine bedeutete schon eine Veränderung. Ich fand aber keinen jüdischen Namen, der mir gefiel oder der mich irgendwie reizte, und da kam mir plötzlich die Idee: warum sollte ich eigentlich nicht mein Geschlecht wechseln? Das war doch viel einfacher!“⁶

Aus diesem Statement lässt sich Duchamps Konzeption von Identität recht eindeutig herauslesen. Ob Überzeugungen wie Religion oder physische Merkmale wie Geschlecht, alles ist konstruiert und überwindbar, die Identität wird zum gesellschaftlichen Konstrukt. Sein Kunstgriff bietet eine Möglichkeit der Identitätsgestaltung über Grenzen der traditionellen Rollenverteilung und des heteronormen Geschlechterverständnisses hinweg. Die Inszenierung, um auf seine Strategien zur Dekonstruktion von Autorschaft zurückzukommen, kritisiert aber auch die allgemein gültigen Vorstellungen seiner Zeit: Das Bild vom Künstler als männliches, autonomes Genie und die Opposition zwischen männlichem Künstler/Subjekt und weiblichem Modell/Objekt. Diese Inszenierung und ihre Wirkungen waren nur dank vieler Umstände möglich: „Als selbstsicherer Mann konnte sich Duchamp über sich lustig machen, er konnte hässlich sein, zwielichtig, er konnte

die Spießier irritieren und verärgern. Aber das konnte er sich auch deshalb erlauben, weil ihm der Weg zurück immer offen blieb und er als Künstler Narrenfreiheit genoss.“⁷ Rose Sélavy trat nie in die Öffentlichkeit. Sie existierte rein als Kunstgriff, Kunstwerk und Werkzeug zur Dekonstruktion kunstwissenschaftlicher, alltäglicher und traditioneller Normen.

Mit kritischem Blick könnte die Radikalität der Geste angezweifelt werden. Amelia Jones argumentiert, dass die Autorfigur der Rose Sélavy vor allem durch ihr weiterreichen an Man Ray (ESORROSE SEL À VIE, 1922) und Francis Picabia (Portrait of Rose Sélavy, 1924) an Glaubwürdigkeit verliert und im freud'schen Sinne zu einem Behälter wurde. Auch verweist sie diesbezüglich auf die amerikanische Travestie-Komödie Tootsie, in der die begehrteste Frau von einem Mann gespielt wird.² Fest steht, Duchamp entwirft ein neues Künstlerbild, indem er sich der traditionellen Vorstellungen bedient wie der Farbtuben beim Malen. Duchamps widersprüchliche Person könnte man also in seinem eigenen Statement am besten zusammenfassen und sich als Merksatz an die Pinnwand heften: „I don't want to be pinned down to any position. My position is the lack of position [...]“⁹

Victoria Dejaco

28

¹ „Ich lebe lieber, atme lieber, als daß ich arbeite. Und da ich nicht glaube, daß die von mir geleistete Arbeit in der Zukunft für die Gesellschaft irgendwie von Bedeutung sein wird, habe ich, wenn Sie so wollen, beschlossen, mein Leben zu meiner Kunst zu machen – und die Kunst zu leben zu praktizieren.“

Duchamp zu Pierre Cabanne in: Cabanne 1972, S. 108/109.

² ebd., S. 116.

³ Siehe Bourdieu 1987, Invention of the artist's life.

⁴ Schwarz 1992, S. 73.

⁵ Menches 2008, S.14.

⁶ Cabanne 1972, S. 96.

⁷ Friedrich 2006, S. 98.

⁸ Jones 1994, S. 150-155.

⁹ Duchamp 1969, zitiert nach Jones 1994, S. 105.

ngly
ose Sélavy
lius Marcel Duchamp

gezeit und GEWI wagen *spontan* und unvollständig zu empfehlen:

w23/ bibliothek von unten
Wipplingerstraße 23
1010 Wien

www.no-racism.net

Frauencafé Wien
Langegasse 11
1080 Wien
www.frauencafe.com

Frauenprojekte
Wissenschaftliche
Schreibwerkstätten und
Diplomand_innencoaching
für Frauen*
www.liab.at >> Frauenprojekte

ReparierBAR@Bikekitchen Vienna
jeden Donnerstag ab 16h
Goldschlagstraße 8
1150 Wien
www.bikekitchen.net

www.umsonstladen.at

Rosa Lila Villa
Linke Wienzeile 102
1060 Wien
www.villa.at

EKH
Wielandgasse 2-4
1100 Wien
www.med-user.net/~ekh/

29

BAHÖ Magazin – Anarchistisches
Kollektiv und Infoladen in Wien
<http://bahoemagasin.blogspot.de/>
jeden Mittwoch
ab 18Uhr bis ca. 22Uhr
im Lolligo Kindercafé
Fischerstiege 4-8
1010 Wien

www.geldlos.at

I:DA
Zwölfergasse 9
1150 Wien
<http://ideedirekteaktion.at>

www.basisgruppen.at

www.at.indymedia.org





Wunderschöner rosaroter Mantel zu tauschen

„Alle stürzten in die Vorhalle um sich den neuen Mantel Akakij Akakijewitschs anzusehen. Man gratulierte ihm und behandelte ihn besonders höflich, worauf er anfangs nur lächelte, bis er es dann aber als peinlich empfand. Als sie nun alle zu ihm kamen und davon anfangen, daß man das neue Stück begießen und er zumindest doch alle abends bewirten müsse, wurde Akakij Akakijewitsch völlig konfus, wußte nicht, wie er sich verhalten, noch, was er sagen sollte und wie er sich aus der Sache herauswinden könnte. Das ging so weit, daß er nach einigen Minuten mit hochrotem Kopf ganz naiv zu beteuern begann, es handele sich gar nicht um einen neuen Mantel, sondern es sei ein bereits getragener.“

Nikolai Gogol, Der Mantel.

Rosa! Ja Rosa! Nicht Pink, nicht Himbeer, nicht Brombeer, nicht Lila – nein, richtig rosa. Schweinchen-Rosa, um genauer zu sein, ein bisschen Glitzer im Gewebe, aber nur im Sonnenlicht, und auf 40 Euro reduziert. Wieso bloß? Vorübergehende Farbenblindheit? Ein Kaufrausch? Ich bevorzuge ja eher dunkle Grau-, Blau-, Dunkelrottöne. Sicher kein Schweinchenrosa! Wieso nicht?

Ganze eineinhalb Jahre habe ich mich nun darüber geärgert, diese zwei schwer verdienten blauen Scheine nicht in etwas Sinnvolleres investiert zu haben. Nach ca. 4 Monaten zog ich ihn an.... Die Reaktion meiner Mama: „Und wann ziehst du den Mantel wirklich an?“. Und meine Schwester: „Uhhhh Tussig.“, mein Freund: „Jede Farbe, aber in Rosa gefälltst du mir ein bisschen weniger gut.“

Und Ich? Angezogen hab ich ihn bis **jetzt** nur in die Arbeit. Genau einmal. Daraufhin hab ich ihn im Büro gelassen. Dort hängt er immer noch. Er ziert wie eine Installation meine Bürowand. Ich denk mir in der U-bahn, wenn

ich Menschen beobachte, jede_r passt Rosa tausendmal besser als dir. Ich fühl mich darin nicht wohl. Das bin nicht ich, mich gibt es nicht in rosarot! Was soll ich tun? Wegschmeißen? Verschenken? Im Büro hängen lassen?

Eintauschen! Bis zum nächsten GEWI-Aktionstag (Mai/Juni 2011) steht das Tauschangebot für eben diesen, rosaroten, Mantel – Größe 38. Sollte der Mantel bis dahin noch nicht die Besitzer_in gewechselt haben, bleibt er melancholisch-rosarote Büro-verschönerung und wird am Aktionstag wild bedruckt – und dann trau ich mich vielleicht doch noch, ihn zu tragen.

30

Agnes Mayrhofer

Eintauschkontakt: agnes.mayrhofer@oeh.univie.ac.at



sensengasse sensengasse sensengasse



spitalgasse spitalgasse spitalgasse spitalgasse

garnisongasse



alser straÙe alser straÙe alser straÙe alser straÙe



BE PART OF IT!

Mitarbeiter innen für
die nächste Ausgabe
deiner gezeit gesucht
fv-gewi@univie.ac.at

GEWI lädt dich zu sich ein:

jeden Montag um 18 Uhr: **GEWI-Plenum**
Da wird im Rahmen unserer Grundsätze diskutiert sowie Politisches geplant,
jede_r ist willkommen dabeizusein und mitzumachen!

GEWI Café
Das neu-renovierte GEWI Café ist ein konsumzwangfreier Raum, der für alle
offen ist. Hier gibt es eine Bibliothek, einige abonnierte Zeitschriften, einen
Wuzzler sowie Tee und Kaffee. **Schau doch mal vorbei!**